

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 110 (1984)  
**Heft:** 42  
  
**Artikel:** Schlüsselerlebnisse  
**Autor:** Heisch, Peter / Slíva, Jiř  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-617858>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Schlüsselerlebnisse

Wir haben uns im täglichen Leben so sehr an den Umgang mit gewissen Dingen gewöhnt, dass uns die Vorstellung, wir könnten sie eines Tages vielleicht ganz entbehren müssen, völlig ausgeschlossen erscheint. Was werden kommende Generationen, mögen sie auch noch so aufgeschlossen sein, überhaupt mit diesem Verb anfangen können, wenn ihnen das Subjekt als Schlüssel dazu fehlt, einen passenden Vergleich herzustellen? Immer mehr entfremdet sich unsere Sprache von der sachlich begreifbaren Wirklichkeit und bleibt in überlieferten Metaphern stecken. Wie oft verwenden wir in unseren Redensarten die Namen von Gegenständen, die längst nicht mehr im täglichen Gebrauch stehen: den Leisten, die Pflugschar, den Dreschflügel, die Elle – und jetzt soll uns offenbar sogar der Schlüssel aus den Händen genommen werden.

Das ist mir unlängst bewusst geworden, als in unserer Firma ein neues elektronisches Sicherheitssystem eingeführt wurde, bei dem man sich anstatt eines Schlüssels einer unscheinbaren Magnetkarte bedient. Die nächste Stufe der Entwicklung wird zweifellos sein, dass wir nur noch ein bestimmtes Codewort am Eingang zu nennen brauchen, welches uns auf Grund phonetisch programmierter Identifikationsmerkmale ein wahres «Sesam-öffne-dich» widerfahren lässt. Sofern uns dabei die Vergesslichkeit keinen Streich spielt.

Der Schlüssel dürfte einer unserer ältesten Gebrauchsgegenstände sein. Seit wann es überhaupt Schlüssel gibt, lässt sich auch ohne entsprechende historische Quellen schlüssig beweisen: von dem Moment an, als die menschliche Begehrlichkeit geweckt war und es sich vor ihr zu schützen galt. Also schon ziemlich lange! In der Frühzeit der Kulturgeschichte besaßen die Schlüssel noch beträchtliche Ausmasse und schrumpften in der Folge mit der schwindenden Reputation öffentlicher Ämter und Würdenträger immer mehr zusammen. Der Apostel Petrus, dem von höchster Stelle die Schlüsselgewalt auf Erden verliehen worden war, besass auf alten Altargemälden noch armlange Insignien seiner Statthalter-schaft. Heute, im Zeitalter der Informatik, würde die Darstellung daumennagelgrosser Chips genügen, um eine damit verbundene

Machtfülle zu dokumentieren, wie sie sich kein Kirchenfürst jemals hätte träumen lassen.

«Du macst mir zuo gefallen sîn / find ich daz kleine sluzzelin», dichtete der Minnesänger Walther von der Vogelweide bereits metaphorisch und liess offen, ob er damit vielleicht den Schlüssel zu jener sinnreichen Verschlussvorrichtung gemeint hat, mit der sich ein Ritter während seiner Abwesenheit der ehelichen Treue seiner Angetrauten versichern durfte, was zwar einiges zur Hebung der öffentlichen Moral beigetragen haben mochte, jedoch hygienisch nicht unbedenklich war. (Vgl. dazu auch Helmut Schinagls Habilitationsschrift über «Menstruationsprobleme von Rittersfrauen beim Tragen eines Keuschheitsgürtels», Innsbruck, 1981.)

Ohne das Vorhandensein von Schlössern, hinter denen er seinen kostbarsten Besitz verwahren konnte, hätte sich der Ritter keine Minute lang ruhigen Gewissens in fremdes Schlachtgetümmel begeben dürfen, und die mitteleuropäische Geschichte wäre nur halb so interessant verlaufen. Heute bieten sich in einer weitgehend von den Schlüsselindustrien beherrschten schlüssellosen Gesellschaft dank Videokameras, Kassettenrekorder und elektronischen Sicherheitsvorkehrungen weitaus humanere Überwachungssysteme an, als sie im finsternen Mittelalter üblich waren.

Das Gegenstück zum Schlüssel ist das Schloss. Und ich bedaure wirklich zutiefst, dass das Schloss sächlichen und nicht weiblichen Geschlechts ist, alleine schon seiner plastischen Anschaulichkeit wegen. Dafür ist die Gleichbedeutung von Schloss als Türverriegelung sowie im Sinne einer Burg mit fest umschliessen-

den Mauern eines der schönsten Homonyme deutscher Zunge. In keinem anderen Idiom findet man dafür etwas Entsprechendes. Diese Einmaligkeit kann höchstens noch übertroffen werden durch das Wort «Schatz», welches im Schweizerdeutschen sowohl gedankliche Vorstellungen an eine lebende Person als auch an einen gefüllten Banksafe auslöst.

Im Französischen, wo zwischen *château* und *serrure* nicht die leiseste assoziative Übereinstimmung besteht, kommt der Schlüsselstellung eine ganz besondere Bedeutung zu. Es gibt in Frankreich zahlreiche wunder-volle Schlösser (*châteaux*), doch mit den Schlössern (*serrures*) an den Hotelzimmertüren kann der Reisende oftmals sein blaues Wunder erleben. Nichts unterstreicht die aller Uniformität und Gleichförmigkeit abholde französische Lebensauffassung mehr als die den Uneingeweihten anfangs schockierende Tatsache, dass in Frankreich Hotelzimmerschlösser nicht einfach links-herum auf- und rechts-herum zuzugehen scheinen, sondern dass es ganz dem Belieben des Besitzers anheimgestellt ist, welcher Richtung er wofür den Vorzug gibt. Und häufig wird der gallische Individualismus dabei dert auf die Spitze getrieben, dass man sich dabei genötigt sieht, den Schlüsselbart nach oben in das Schlüsselloch einzuführen, um endlich zum gewünschten Erfolg zu kommen. Hat man das aber erst einmal begriffen, stören einen solche Nebensächlichkeiten eigentlich kaum. Im Gegenteil: sie erscheinen dem Reisenden sogar als ziemlich aufschlussreich, gewinnt er doch daraus wertvolle, nützliche Hinweise. Im allgemeinen lässt sich dazu sagen: Verfügt ein französisches Hotel über Zimmer, die sich nach rechts

öffnen lassen, darf man daraus schliessen, dass es seine charmante Eigenart noch weitgehend bewahren konnte, und darf mit weiteren Überraschungen rechnen. Entspricht der Schliessmechanismus unseren «normalen» Gepflogenheiten, hat sich das Hotel bereits dem mitteleuropäischen Standard angepasst (Wiener Schnitzel, Pommes frites, Salat). Gehört es jedoch zu jener immer seltener werdenden Kategorie der Bart-nach-oben-Öffner, so wird Sie in der Regel im Zimmer eine mit vorsintflutlichen sanitären Einrichtungen versehene Vorhölle erwarten, deren Marter eines ächzenden, pfeifenden, gurgelnden Röhrensystems Sie nur dann schadlos überstehen, wenn Sie zuvor ausgiebig die Freuden des kulinarischen Himmelreichs im Speisesaal genossen haben. Auf Grund unserer gesammelten Erfahrungen sind meine Frau und ich heute ohne weiteres in der Lage, einem Hotel bereits von aussen anzusehen, ob es sich um ein linksschliessendes, ein rechtsschliessendes oder gar um ein Bart-nach-oben-Hotel handeln könnte.

Die elektromagnetischen Schliessmethoden berauben uns nicht nur des Schlüssellocks als einem der interessantesten optischen Instrumente, das die frühkindliche Phantasie beschäftigt, sie bringen uns nachgerade auch um die aufreibenden Abenteuer, die mit dem Verlust eines Schlüssels verbunden sind. Wer einen Schlüssel verloren hat, sieht sich ausserstande, seine Gedanken auf etwas anderes zu konzentrieren als auf den Umstand, bei welchem dieser Verlust wohl erfolgt sein könnte. Unentwegt geht er im Geiste noch einmal sämtliche Stationen durch, checkt alle Reflexe und Bewegungen durch und lebt fortan in der Vergangenheit. Er hintersinnt sich, wird nachlässig, wirkt zerstreut, und nicht selten endet das Abhandenkommen eines Schlüssels mit dem Verlust der Fahrerlaubnis, der bürgerlichen Ehrenrechte oder des eigenen Lebens. So weit sollte man es allerdings niemals kommen lassen und sich stets bewusst sein, dass man – um endlich zum Schluss zu gelangen – einen verlorenen Schlüssel grundsätzlich immer erst dann wiederfindet, wenn bereits für Ersatz gesorgt ist. Das scheint fast ein Naturgesetz zu sein, dessen tieferer Sinn uns für ewig verschlossen bleibt.

